Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 6

Artikel: Friedrich der Grosse und Bern

Autor: Zesiger, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633321

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Viktorine saß noch bis tief in die Nacht beim Lampenschein in der Stube, über ihre Arbeit gebeugt. Oft ließ sie die Hände ruhen und sann vor sich hin. Der Amerikaner beschäftigte sie. Das Wort, dessen es von ihrer Seite bedurfte, um ihn hier wieder festzunageln, sie konnte es nicht aussprechen. Sie fühlte Mitleid mit ihm, aber keine Liebe. Ihr Sinnen war immer noch rückwärts gerichtet auf die schönen Jahre einer glücklichen Ehe. Sie hatte ihren Mann lieb gehabt und sich im stillen gelobt, ihm treu zu bleiben bis über das Grab hinaus.

Freilich — ihr drohte zunehmende Vereinsamung. Wenn ihre Söhne sie verließen, so blieb sie mit der Regine allein zurück. Und dem Mädchen sahen die Burschen auch schon mit verlangenden Blicken nach. Wenn der Tag kam, an dem sie es hergeben mußte, dann war sie allein, der Einsamkeit preisgegeben. Aber sie war eine von den Frauen, die immer irgendwo noch ein Restchen Kraft finden, auch über das Letzte hinwegzukommen.

Am Donnerstag Abend nahm Franz von den Dörflern Abschied in der Wirtsstube. Sie waren zu Lust und Scherz aufgelegt, was immer der Fall ist, wenn die Reben sich für die Mühe und Arbeit, die man für ihr Gedeihen verwendete, dankbar erwiesen, besonders in einem so nassen Sommer.

Als Franz der Wein zu Kopfe stieg, fing er an zu singen.

„Du, es tut uns allen leid," sagte der Präsident, „daß du fortgehst. Die Viktorine, ich habe immer geglaubt, das sei eine für dich. Das ist eine Frau so lauter wie Gold und immer noch jung!"

„Wenn sie mich zum Manne begehrt, so soll sie es sagen," entgegnete er, und seine Augen leuchteten halb im Zorn, halb in der jäh aufschießenden Hoffnung auf Erfüllung seines heißen Wunsches.

„Hast du sie schon gefragt? das liegt doch nicht an ihr."

„So schnell geht das nicht," versetzte er.

„Du hast grad noch Zeit," bemerkte der Schuster Felix, „du Esel! Frag sie doch — meiner Seele, sie nimmt dich. Sie ist froh, einen so schaffigen Mann zu bekommen, und einen, der Geld hat —."

So ging die Rede hin und her, sprang auf dies und das über, von Vinegg nach Santa Fé und wieder zurück, und gegen Mitternacht trennte man sich.

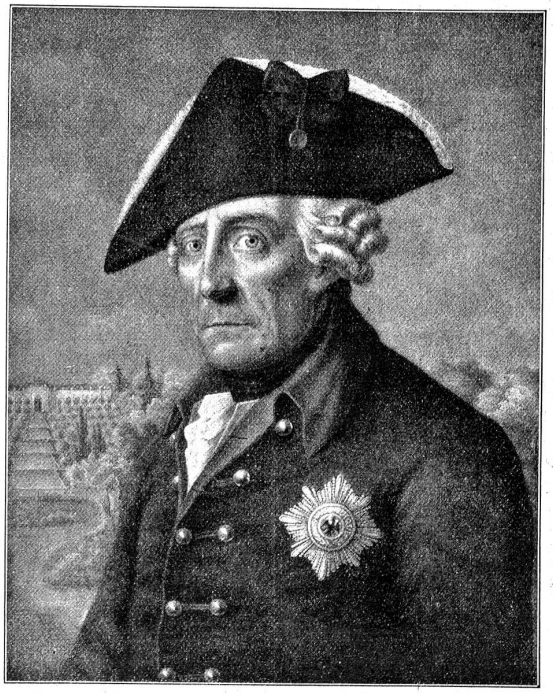
(Schluß folgt.)

Friedrich der Große und Bern.

Von Dr. A. Zesiger.

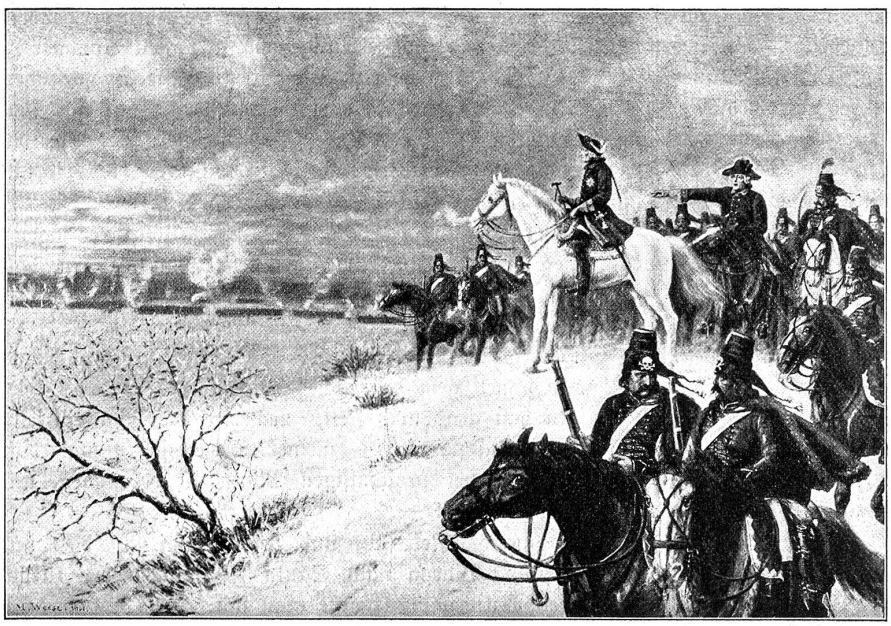
Die Behauptung ist zwar unrichtig, daß der evangelische Stand Bern Ende 1712 den kleinen Prinzen und spätern größten König von Preußen aus der Taufe gehoben habe. Doch hatte kurz vor der Geburt des Sohnes der Vater, König Friedrich Wilhelm I., den Bernern wegen der immer gespannter werdenden Beziehungen zu den katholischen fünf Orten seine guten Dienste zu einer Vermittlung angeboten, und da hat der damalige preußische Gesandte der Aarestadt wohl sofort nach Empfang von der Freudenbotschaft Mitteilung gemacht.

Diese erste Bekanntschaft zwischen Friedrich und Bern während drohender Kriegswirren sollte für die spätern Beziehungen wie eine Art Omen sein. Denn vom Dezember 1740 weg, als Preußen nach französischem Vorbild wegen des ersten schlesischen Krieges 1600 Mann bernische Truppen anwerben, „kapitulieren" wollte, bis zu Friedrichs Tod (1786) war der aufgeklärte Alleinherrscher für das Heerwesen das Vorbild der aristokratischen Republik. Diese Wahrheit klingt uns heute selbstverständlich, weil ja jedes Schulbuch von Friedrichs kriegerischen Erfolgen und der Bewunderung von ganz Europa für ihn berichtet, umsomehr weil wir heute ja wiederum in einer Zeit leben, wo preußische Grundsätze, ja sogar preußisches Wesen Trümpfe sind im militärischen Kartenspiel.



Friedrich der Grosse.

Historisch betrachtet muß man die Einsicht der damaligen bernischen Machthaber bewundern, daß sie weitaus als erste in der Schweiz die neuen sieghaften „friederizianischen Maximen" sich zu eigen zu machen suchten, sie den gänzlich verschiedenen bernischen Verhältnissen anpaßten. Allerdings war Bern dabei in einer außerordentlich günstigen Lage, da es in der Person des in preußischen Diensten stehenden Offiziers Robert Scipio Lentulus (1714—1786) einen Vermittler besaß, wie es ihn nicht besser wünschen konnte. Der Vater Caesar Josef war aus einer begüterten bernischen Arztfamilie entsprossen, hatte es aber bis zum österreichischen General und zum Reichsfreiherrn gebracht und infolgedessen seinen etwas kurzen Stammbaum von 1500 nach Christo kühn bis zu der römischen Patrizierfamilie der Lentuli vor Christo verlängert. Der Sohn war zuerst ebenfalls im österreichischen Heer gestanden, in preußische Dienste getreten und gehörte bald zur engsten Umgebung des Königs; dementsprechend war auch seine Laufbahn: 1746 wurde er Major und Flügeladjutant, 1752 Oberstlieutenant, 1755 Oberst, 1757 auf dem Schlachtfeld von Leuthen Generalmajor, erhielt 1770 den preußischen schwarzen Adler- und 1777 den russischen Andreasorden und erbat 1779 wegen Altersbeschwerden den Abschied. Nach bernischer Unsitte hatte er sich 1745 um einen Sitz unter den Zweihundert beworben und behielt ihn während vollen vierzig Jahren, von denen er wie gesagt 34 im Ausland zubrachte; 1767 wurde er bernischer



Friedrich der Grosse in der Schlacht bei Leuthen. (Nach dem Gemälde von M. Weese.)

Generalleutnant und erhielt einen Monat nach seiner Heimkehr 1779 die einträgliche Vogtei Köniz, welche er die üblichen sechs Jahre verwaltete. Vor seinem Abschied aus preußischen Diensten war Robert Scipio Lentulus nur dreimal in Bern. Das erstemal 1745 kam er als österreichischer Dragonerhauptmann, dann 1767 als preußischer Generalmajor und im folgenden Jahre als Gouverneur von Neuenburg; 1767 brachte er nicht weniger als zehn Monate in Bern zu.

Die überraschenden Siege Friedrichs des Großen in den drei schlesischen Kriegen hatten schon 1759 die bernische Obrigkeit auf eine Neubildung ihres Heeres geführt, welche 1766 endlich zum Abschluß kam. Nach preußischem Muster wurde der Rock dunkelblau, preußisch die Heereinteilung, die Artillerie, die Ausrüstung, die Gewehre, ja sogar ein wenig der Drill. Seit hundert Jahren hatte man die französischen Vorbilder nachgeahmt: die Flinte, das Bajonett, den grauen Rock, den Dreispitz, den Zopf; jetzt entschloß man sich kühn zu neuen Idealen, während die übrigen Orte und Zugewandten friedlich in den alten Geleisen weiter karrten und vierzig Jahre später noch nach alter Mode ins Feld zogen, zusahen und heimkehrten.

Als Lentulus im Februar 1767 auf Urlaub nach Bern kam, hatte die Obrigkeit auf Grund der Zählung von 1764, die 337,000 Seelen ergeben hatte, ein Heer von 56,000 Mann aufzustellen beschlossen; etwas weniger als die Hälfte stellte den „Kriegsfuß" dar, etwa dem heutigen Auszug entsprechend, der Rest die „Stamm-Mannschaft" (Landwehr und Landsturm). Dieses Heer zerfiel in 14 deutsche und 7 welsche Auszüger-Regimenter, 4 Scharfschützen-, 18 Dragoner- und 3 Artillerie-Kompagnien und die Stadt verfügte dazu über ein Zeughaus mit ca. 20,000 Flinten und über 400 Geschützen. Reichlich mit praktischem Sinn begabt, beschlossen auf gestellten Antrag die gnädigen Herren im Frühling 1767, diese Macht durch Lentulus mustern zu lassen. Der General erklärte sich bereit und begann seine Arbeit sogleich mit den Vorräten des Zeughauses; vom 8.—22. Juni 1767 wurde das „große Lager" auf dem Kirchenfeld abgehalten, wo 400 Grenadiere, 602 Trüllmeister, 130 Dragoner, 348 Artilleristen und eine freiwillige Bürgerkompagnie, insgesamt also 1580 Mann von Lentulus und seinen drei Gehülfen, den preußischen Offizieren Palville, Kopkinsky und Monod de Froideville, gemustert wurden. Auf Grund dieser Musterungen von Material und Personal arbeitete Lentulus ein ausführliches, noch erhaltenes Gutachten über das ganze bernische Heerwesen aus, in dem er bloß der Infanterie und den Artilleristen eine einigermaßen gute Note erteilt, seine eigene Waffe aber, die Kavallerie, in den schärfsten Ausdrücken verurteilt und einen allmähligen Umguß des gesamten, vor kurzem erst erneuerten Artilleriematerials empfiehlt. Auf Lentulus' Rat ist das weiße Lederzeug und der eiserne Ladstock bei der Infanterie, das Exerzitium zu Pferd (statt wie bisher zu Fuß!) bei der Kavallerie und ein neues Fuhrwesen bei der Artillerie eingeführt worden; die alte rote Farbe der Lafetten und Fuhrwerke mußte der preußischen dunkelgrünen weichen. Dagegen warnte der General vernünftigerweise, bei der Miliz übermäßig viel Griffe zu klopfen, „mit denen er das Landvolk nicht so sehr zu plagen den Trüllmeistern anbefehlen möchte. Diese Handgriffe vollkommen zu können, seye für eine Miliz eine Zierde und nicht eine Notwendigkeit; eine solche seye es hingegen, daß der Soldat gut marschiere, geschwind lade und beim Schießen wohl anschlage, welches hier nicht geschieht und doch im Ernstfall die Hauptsache ist." — Im Jahr darauf befehligte Lentulus 400 Mann bernische Truppen beim unblutigen Neuenburgerzug, 1781 bei der Besetzung von Freiburg, 1782 beim Genfer Handel; keiner der drei Feldzüge bot Anlaß zu größern Aktionen, zu Proben auf das Exempel; erst zwölf Jahre nach seinem Tod mußte das bernische Heer gegen die Franzosen die Waffen ergreifen. Mit welchem Erfolg ist bekannt, denn auch hier zeigte sich, daß nicht Ausrüstung und Reglemente, die vom Vorbild Friedrich geschickt genug kopiert waren, sondern der Geist der Truppe deren Wert ausmacht und den Sieg bedingt.

Ueber die sonstigen Beziehungen Friedrichs zu Bern wissen wir wenig genug, denn leider ist die gesamte Korrespondenz mit Lentulus verschwunden, die wertvolle Aufschlüsse über die Vorgänge hinter den Kulissen geben könnte. Doch ist bekannt, daß Friedrich die bernische Republik als das Ideal eines Staates ansah, als eine wirkliche „Herrschaft der Besten", wohl weil er sie nur aus der Ferne kannte, verschönt durch Lentulus' Berichte. Bloß einen Witz haben die Zeitgenossen überliefert, den Friedrich bei der Nachricht tat, daß infolge des Großratsbeschlusses von 1783 jede regimentsfähige Familie das adelige „von" ihrem Namen vorsetzen dürfe. Er bemerkte dazu trocken: „Messieurs de Berne se sont déifiés."

Der Zentralbahnhof in Thun.

Als ein in der Geschichte der Stadt Thun epochemachendes Ereignis ist wohl die Erstellung eines Zentralbahnhofes mit der Hafenanlage für die Thunersee-Dampfbote zu bezeichnen. Damit wird erreicht, daß die unerquickliche Doppelspurigkeit der Halte- und Umsteigestellen in Thun und in Scherzligen, welche beide vom fremden und einheimischen Reisepublikum in gleich großem Maße benützt werden müssen, aus der Welt geschafft wird. Der Erstellung eines Einheitsbahnhofes weist man allgemein auch mit Recht weittragendste Bedeutung für den Aufschwung Thuns und seiner Umgebung